

Bioprodukte verkaufen oder Biolandbau umsetzen?

Autor(en): **Kessler, Hans-Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **68 (2013)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-891248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bioprodukte verkaufen oder Biolandbau umsetzen?

Biolandbau ist DIE nachhaltige Produktionsform in der Landwirtschaft und lässt sich nicht mit Samthandschuhen vorwärtsbringen. Es braucht eine ordentliche Portion Kampfgeist. – Das wurde beim Zofinger Biogipfel wieder einmal mehr klar. Müssen wir für einen nachhaltigen Erfolg des Biolandbaus auf ein neues Wirtschaftssystem hinwirken – oder bleibt uns nichts anderes, als uns mit kleinen Erfolgen für den Biolandbau zufriedenzugeben?

Hans-Georg Kessler. Compañera Ilda's Schilderungen über die Folgen der ausbeuterischen Intensivlandwirtschaft für Umwelt und ländliche Bevölkerung in Ecuador liessen kein Zweifel an der Notwendigkeit des Biolandbaus: Keine gesundheitlichen Schäden durch Pestizidrückstände in Nahrung und Wasser, keine Abhängigkeit von Hilfsstoffen wie Dünger, Pestizide oder Saatgut und viel weniger Landflucht mit negativen sozialen Folgen. Die ecuadorianische Biobäuerin weiss genau, wofür sie sich mit soviel Herzblut einsetzt – und was es für ihre Familie bedeutet.

Hierzulande sind die Gegensätze zwischen IP- und Biolandbau weniger akzentuiert. Schwarzweissdenken im Sinne «bio = gut, konventionell = schlecht» wäre unangebracht. Der Biolandbau ist gesellschaftlich akzeptiert, wird staatlich gefördert und ist fester Bestandteil der Grossverteiler-Sortimente. Ist nun also 'alles paletti' für die Schweizer Biobauern?

Grossverteiler sind bio-engagiert

Ohne den Einstieg der Grossverteiler in den Verkauf von Bioprodukten gäbe es nicht 6000 Biobetriebe in der Schweiz. Und auch bei kritischer Haltung gegenüber den Grossverteilern: Sie sind nicht nur die grössten Abnehmer der Biobauern, Biohändler und Bioverarbeiter, es ist durchaus auch ein echtes Interesse am Biolandbau da. Früher vor allem bei Coop, in den letzten Jahren auch mehr bei Migros. Die Grossverteiler investieren zudem in die Bioforschung, betreiben Werbung, machen 'bio' zum Thema bei den Konsumenten – 'bio' wird zur Selbstverständlichkeit. Viele Leute in den oberen Etagen der Grossverteiler sind sich ihrer Verantwortung als Lebensmittelhändler bewusst und sie meinen es durchaus ernst mit ihrem Engagement. Auch das war am Biogipfel mit der Person von Johann Züblin, 'Case-Manager' bei Migros, zu spüren.

Bio soll gleich aussehen wie konventionell

Und dennoch. Das Tagesgeschäft mit den Einkäufern der Grossverteiler ist nicht selten ein



Mag der Konsument das Biobrötchen erst dann, wenn es gleich aussieht wie das konventionelle?

Foto: Hans-Georg Kessler

täglicher Kampf. Angefangen vom Preisdruck auf Biolebensmittel bis zu den – oft überzogenen – Ansprüchen an Bio-Äpfel, Bio-Kartoffeln, Bio-Schlachttiere oder Bio-Weizen. Alles soll genau gleich makellos aussehen wie konventionell produziert – nur in kostbarer Bio-Qualität eben.

Diese Tage stieg Coop in sein neues 'Unique'-Sortiment ein. So originell der Name, so einzigartig soll das Programm sein: Früchte und Gemüse, die irgendwelche Makel aufweisen, z.B. verhagelte Walliser Aprikosen, bietet der Grossverteiler neu in dieser Verkaufslinie an. «Ist doch gut, dass man gegen das Wegwerfen von Lebensmitteln endlich Nägel mit Köpfen macht», war mein erster Gedanke. Doch Hans-Ruedi Schmutz, der die Geschichte von den Ansprüchen der Grossverteiler an die Bio-Äpfel bestens kennt, erinnert sich: «Zwischen Coop, FiBL und den Produzenten-Organisationen definierten wir, wie viele Quadratmillimeter Schorf ein Bioapfel aufweisen darf. Die Toleranzen wurden in der Obstbranche festgeschrieben und wären immer noch gültig. Die Ansprüche am Einkaufspunkt wurden aber laufend verschärft – es war dank der neuen resistenten Sorten teilweise auch möglich, die-

sen zu entsprechen. Heute unterscheidet ein Bioapfel im Grossverteilerpack äusserlich nichts mehr vom konventionell produzierten.» Ist 'Unique' also doch nur ein Gag oder eine Art Wiedergutmachung für früher begangene Fehler? Für die Bioproduzenten wäre eine minimale Toleranz rund ums Jahr gewiss wichtiger, als einmal im Jahr einige Hagelaprikosen oder krumme Gurken verkaufen zu können. Und es stellt sich die Frage, ob die KonsumentInnen die 'vertüschten' Aprikosen oder schorfigen Äpfel auch kaufen – auch langfristig, sind sie doch zum Genuss von garantiert makellosem Obst schon bestens erzogen. Wenigstens die positiven Kommentare zu 'Unique' aus Befragungen lassen vermuten, dass die KonsumentInnen gar nicht so sehr eine makellose Qualität wollen. Vielleicht würden sie auch Bioprodukte bevorzugen, denen man ihre Herkunft ansieht...

Spuren auf dem Bioacker

Ein Biobauer, der seinen Betrieb auf ackerbauliche Nutzung ausrichten will, erzählt mir von den Ansprüchen an die Kartoffeln. «Früher lag noch ein Drahtwurmlöcher drin, heute nicht mehr. Um diesem Anspruch gerecht zu wer-

den, muss in der Fruchtfolge gemäss Beratung der Kunstweise-Anteil möglichst tief gehalten werden,» erklärt er mir. Das mag zwar auch vom Standpunkt einer Bioproduktion möglichst für die menschliche Ernährung willkommen sein. Wer die möglichen Unkrautprobleme solcher Fruchtfolgen aber kennt, weiss auch um die Schwierigkeiten. Nützt eine solche Produktion dem Bio-Ackerbau?

Hohe Ansprüche gelten auch an den Bioweizen. Möglichst viel Gluten (Kleber) soll er enthalten. Zwar äusserten sich die Bäcker in einem ‚bioaktuell‘-Artikel anerkennend zur Qualität des Bio-Weizens. Wobei sie mit ‚Qualität‘ möglichst gute Backeigenschaften – und damit einen hohen Gluten-Gehalt meinen. Denn je höher der Glutengehalt im Weizenkorn, desto grösser werden beim Backen die Brote und desto besser lässt sich das Brot auf den Backstrassen der Grossbäckereien herstellen. Aber ist das die ‚Qualität‘, welche die KonsumentInnen von Biobrot erwarten? Die Zahl der Menschen mit Gluten-Unverträglichkeiten ist bekanntlich steigend.

Nichtsdestotrotz wurde beim Weizen aus Bio-Umstellungsproduktion die ‚Qualitäts‘-Bezahlung nach Protein- und damit nach Glutengehalt eingeführt. Und es wird auch über die Deklassierung von Knospe-Weizen mit tiefem Glutengehalt zu Futtergetreide nachgedacht. Zwar ist vor allem die Witterung massgebend für den Glutengehalt des Weizens, doch er lässt sich auch mit einer zusätzlichen Düngergabe steigern. Die Bezahlung nach Gluten ginge also mit einer Intensivierung des Biogetreidebaus einher. Nur, ist das im Sinne des Biolandbaus? Die Belieferung der Grossverteiler hinterlässt offensichtlich auch auf dem Bioacker ihre Spuren. Die Vertreter der Grossverteiler und ihrer Verarbeiter mischen sich zwar nicht direkt in die Richtliniengestaltung ein. Aber sie drängen die Biobauern in eine Richtung, wo die Biorichtlinien – die ja einen gewissen Umsetzungsspielraum bieten – so sehr ‚ausgereizt‘ werden, dass man sich fragen kann, ob nicht bereits eine Aushöhlung der eigentlichen Absichten des Biolandbaus stattfindet.

Die richtigen Fragen stellen

Geht es den Coop- und Migros-Leuten mit ‚Bio‘ also doch nur ums Geschäft? Diese Sicht wäre nun auch zu simpel.

Es drängt sich die Frage nach den Gründen für den Preisdruck und für die problematischen

Ansprüche an Biolebensmittel auf. «Wenn wir die Bio-Äpfel nicht billiger oder in ‚schönerer‘ Qualität anbieten, dann tut es unser Mitbewerber.» Das ist die Standardantwort der Grossverteiler-Vertreter auf die Frage nach ihrem Drängen. Es ist also die – für unser kapitalistisches System als Heilmittel gepriesene – Wettbewerbssituation, welche zur ‚Konventionalisierung‘ der Biolandwirtschaft hin zu attraktiven Oberflächen und versteckten Problemen dahinter führt. «Wenn die Bio-Himbeeren für knapp drei Franken pro Kilo aus Rumänien importiert werden können, wer bezahlt dann unser teureres Himbeerjoghurt mit 10 Franken teuren Schweizer Früchten drin?» Der vielgepriesene ‚freie Markt‘ belohnt per se nicht den ökologischeren oder faireren Anbieter. Dennoch vertrauen viele Vertreter des Biolandbaus auf ein besseres Marketing des ökologischeren Anbieters – und auf den Goodwill der KonsumentInnen. Manchmal funktioniert das auch, aber es ist nicht systemimmanent.

Revolution oder weiterhin täglicher Kampf?

Hardy Vogtmann, einstiger Mitgründer des FiBL, stellte am Biogipfel die These auf, dass die Biolandwirtschaft innerhalb der kapitalistisch funktionierenden Märkte unweigerlich vereinnahmt und missbraucht wird. Und er forderte darum eine Revolution, eine grundsätzliche Veränderung des Wirtschaftssystems, damit der Biolandbau sich nachhaltig durchsetzen kann.

Wie aber sieht ein solches System aus – und noch wichtiger: Mit welchen Schritten, mit welcher ‚Revolution‘ kommen wir dorthin? In seinem Buch über die ‚Gemeinwohl-Ökonomie‘ beschreibt der österreichische Politikwis-

senschaftler und Autor Christian Felber, dass Wettbewerb ersetzt werden muss durch Kooperation. Er macht sich stark für mehr Demokratie. Aber ebenso zielt er auf die Begrenzung des Privatvermögens, um die Macht einzelner – Blocher, Novartis, Berlusconi, UBS usw. – wirksam zu beschränken. Statt dass der Erfolg eines Unternehmens von der Höhe seines monetären Gewinns bestimmt wird, erstellt es eine – öffentlich zugängliche – Gemeinwohlbilanz, die Rechenschaft ablegt über die Leistung bei den Werten Menschenwürde, Solidarität, ökologische Nachhaltigkeit und Demokratie. Aufgrund dieser Bilanz wird dann der Steuersatz für das Unternehmen festgelegt, erhält es Aufträge, Unterstützungen, zolltarifäre und andere Vergünstigungen oder eben – wenn es wenig punktet – Erschwernisse.

Ist das alles nur eine Phantasie, womöglich mit einem riesigen Bürokratieapparat verbunden? Sollen wir unsere Energie auf einen doch nur schwer und kaum zu erreichenden Systemwechsel verwenden? Wir brauchen ja schon genug Energie für den täglichen Kampf für faire Preise und biotaugliche Lieferkonditionen für Äpfel, Weizen und Kälber.

Es ist wie so oft: Das eine tun, das andere nicht lassen. So wir uns bei der Arbeit vom Tagesgeschäft nicht in völligen Beschlag nehmen lassen dürfen, sondern auch die grossen Projekte planen und anpacken sollen, so sehr müssen wir uns überlegen, wie wir zu einer grundsätzlich gerechteren, umweltschonenderen, friedlicheren – eben besseren! – Welt – und einem entsprechenden Wirtschaftssystem gelangen. Das Überzeugende am Konzept der Gemeinwohl-Ökonomie: Es gibt keine Führerfiguren, sondern es macht uns alle zu Teilhabern unserer Zukunft. Packen wir sie an! ●



Gut bauern und fürs Gemeinwohl handeln heisst auch mehr als aufs Äussere schauen.

Foto: Hans-Georg Kessler

⁴ Christian Felber (2012): *Die Gemeinwohl-Ökonomie: Aktualisierte und erweiterte Neuauflage*. Deuticke Verlag, 192 S., 25,90 SFr., 18,40 € (A) oder 17,90 € (D). www.gemeinwohl-oekonomie.org